

„Ich würde mich nicht wundern, wenn ich hier irgendwann mal meine eigene Karre kontrolliere“, meint Tom (38), der Kommandant des Wieselpanzers und bedeutet dem verängstigten Kosovarenbübchen hurtig weiterzufahren. Vier von fünf Autos hier in Prizren haben kein Nummernschild. Kaum einer der Fahrer, die physiognomisch eher auf einen Eselsrücken gehören, kann irgendein Papier vorweisen. Der Besitzer des tiefergelegten, protzrotlackierten Mantas murkst auch gleich den Motor ab. Wie ein lahmes Känguru hoppelt er jetzt durch das heillose Chaos der Innenstadt.

Ich schaue Tom fragend an. „Lieber Himmel, wieso sollen wir hier ein Auto konfiszieren, für das der deutsche Vorbesitzer längst die Diebstahlsversicherung kassiert hat?“ Dann sprechen wir die nächsten Stationen unserer nächtlichen Patrouille ab. Der Porsche-Motor dieses natoolivfarbenen Babypanzers, der aussieht wie ein Minicooper mit einem aufmontierten Geschützturm heult nervös auf. Dann schießen wir auf seinen frisch gepolsterten Stahlketten durch das flache Bett des Bistrica-Fluß, aus dem albanische Gelegenheitsarbeiter tonnenweise Fastfood-Rückstände sammeln. Wenig später steckt der flinke Kleinpanzer in den engwinkligen, steilen Gassen der Altstadt von Prizren, diesem verfallenden Juwel osmanischer

Baukunst, einer uralten Karawanen-Oase auf der legendären Route zwischen Rom und dem byzantinischen Konstantinopel.

Die 200 000 Bürger scheinen mächtig stolz auf ihr „Klein-Paris“ zu sein mit den unzähligen Moscheenkuppeln und Minaretten. Die schönste, die zentral gelegene, mächtige Sina-Pasha-Moschee heißt – in dem um Orientierungspunkte bemühten Bundeswehrjargon – kurz und bündig: „Titte und Schwanz“.

Diese sorglos-naive „Summer in the city“-Atmosphäre unter den Kastanien kollidiert mit meinen latenten Hemingway'schen Kriegsgelüsten. Da geht es mir nicht anders als den meisten Soldaten. Um uns herum triumphiert ein fast schon nervender Jugendkult. Aus all den neu eröffneten, knackvollen Bars hämmert uns debiler Tekkno und das Kastratengejaule der Boygroups entgegen. Der abendliche Korso eskaliert so

HARTE MÄNNER & SCHWERES METALL

HERBSTNOTIZEN AUS DEM 17. BUNDESLAND

Wolf Reiser

gegen 22 Uhr zu einer alles erdrückenden Menschenmasse, die sich vorbei an Eisdielen, Gold- und Silber-Juwelieren, Brautkleid-Designerboutiquen, Jeansläden, türkischen Gourmetrestaurants und Elektrogeschäften schiebt. So war das damals auch in Madrid nach Francos Tod. Nur dass diese Prozession hier einem anachronistischen Gesetz der Geschlechtertrennung gehorcht. Auf der einen Hälfte flanieren die jungen Frauen auf diesen pseudoerotischen Plateauklötzen. Sie kombinieren hautenge Röhrenjeans, provozierende Minis und halboffene Blusen mit hyperkeckem Makeup und lasziver Lippenbemalung; Resultat der globalen, suggestiven wie aggressiven MTV- und VIVA-Konsumkultur.

Die skipetarischen Adlerssöhne, die ihnen auf der andern Seite entgegenkommen, bieten hingegen das obligat-triste Erscheinungsbild dauerpubertierender, balkanischer Machos, die sich zuviel US-B-Pictures gegeben haben. Zudem hat ihnen ein komplett geschmacksverirrter Monopolcoiffeur die Prizren-UCK-Einheitsfrisur verpasst, ein Kahlschlag, der an die tumbsten Rednecks erinnert. Doch das stört die Miezen nicht, sie flirten, kichern, lachen, kokettieren. Ihr so herzliches Lächeln gefriert aber genau in dem Moment, wo etwas Nichtalbanisches in ihrem Blickfeld auftaucht.

Wahrscheinlich gibt es keine Krisenregion in Europa, wo sich die Frauen der Soldaten so wenig Gedanken über Treue machen müssen.

Dies träfe wohl auch dann noch zu, wenn die totale Ausgangssperre für die KFor-Kräfte eines Tages aufgehoben würde.

Plötzlich, in der unteren Altstadt, ein gigantischer Knall. Gleich darauf heulen Sirenen auf, zuckende Blaulichter bewegen sich auf einen Punkt zu. Das alles interessiert diese Partygeneration gleich Null und so dauert es ewig, bis wir aus dem trägen Menschaufmarsch befreit haben. Der Tatort ist bereits von den Pionieren und den EOD-Spezialisten gesichert.

Tom steckt sich seine 60. Filterlose an: „Das Häufchen Elend hier war bis eben noch eine serbische Kirche aus dem 12. Jahrhundert.“

Seit Juni läuft die systematische Zerstörung serbischer Kulturgüter, meist Kirchen, Kapellen und Klöster auf Hochtouren. Über 100 Objekte wurden schon dem Erdboden gleichgemacht. Im weiten Umkreis verteilen sich hier Ikonenreste, Freskenbröckel, vergoldete Kerzenhalter, Altardevotionalien.

EOD steht für „Explosive Ordnance Disposal“ und die heikle Mission dieser Spezialisten ist es, den Kosovo komplett zu entminen und von allen sonstigen Kampfmitteln zu befreien, also auch den Unmengen von High-Tech-Blindgängern der NATO.

Herr Heimann, ein sehr kompetenter EOD-Chirurg, erklärt mir, was sich da abspielte:

„Die Täter haben trotz strengster Überwachung durch unsere Patrouillen – der letzte Check war gegen 18 Uhr 30 – genau 27 miteinander verbundene Jugo-TMN 1-Panzerabwehrminen an sämtlichen Innenwänden der Kirche angebracht. Gegen 22 Uhr 30 wurde der Sprengsatz über eine am diesem Zaun hier platzierte Autobatterie gezündet. Wir haben es alleine dem Dilettantismus der Täter zu verdanken, dass es zu

keiner Katastrophe kam. Die Explosion der ersten drei Minen war so gewaltig, dass die Zündfolge der anderen 24 eliminiert wurde.“

Die Kirche liegt an einer der am stärksten befahrenen Straßen und ist ringsum von albanisch bewohnten Häusern umgeben. Wären alle 27 Minen wie von den mutmaßlichen UCK-Pyromanen geplant gleichzeitig hochgegangen, wäre dieses Prizren noch ein letztes Mal so richtig durch die Weltpresse gegangen, um dann für immer von der Landkarte zu verschwinden – fast so wie es sich Milosevic wünscht.

Mich interessiert, ob sich die Soldaten nicht maßlos verarscht vorkommen, wenn sie da 6 Monate lang ihren Kopf für die Befreiung dieses unwirtlichen und undurchschaubaren Kosovo hinhalten und außer dem monotonen „Nato, Nato“-Geschrei der Kleinkinder eigentlich wenig Dank erfahren.

„Prizren ist echt frustrierend geworden“, meint einer der Fallschirmspringer, „aber wenn du draußen in den Dörfern bist, wo wir derzeit die Häuser winterfest machen, den ganz Alten etwas Warmes zum Essen bringen, eine Schule mit Lehrmitteln versorgen und eine kleine Krankenstation mit Medikamenten, dann spüre ich Glück und Stolz, diese verdammte Welt ein wenig besser zu machen.“

Was mir immer wieder in diesen Tagen auffallen sollte, ist der höfliche, vorsichtige und entspannte Tonfall der deutschen Militärs auf allen Rangebenen. Das hat natürlich eine Menge mit der nach US-Vorbild intern eingetrichterten Corporate-Identity-Philosophie zu tun und einer dringend nötigen Imagekorrektur nach all den Skandalen der Achziger. Doch es beweist sich im Zusammenhang mit diesem KFor-Engagement tatsächlich ein neues, spürbares und positives Selbstbewusstsein dieser Armee mit dem Trauma zweier verlorener Kriege, dem Trauma von Ausschwitz und einer jahrzehntelang ausgebliebenen Faschismusbewältigung.

Wäre die Bundeswehr eine Partei, könnte sie derzeit die Republik mit Zweidrittelmehrheit regieren.

„Ist doch noch ein netter Abend geworden“, meint Tom trocken, während wir

langsam die üblichen Runden drehen. Aus dem Nichts heraus kommt jetzt ein taubenblauer Toyota mit einer 4 Mann-Besatzung, natürlich ohne Nummernschild und ohne Scheinwerferlicht auf uns zu. Dessen Fahrer bremst quietschend ab, dreht um, fährt dann parallel zu unserem Wiesel und lässt beide Seitenfenster herunter. Der sturzbesoffene Hinterbänkler reckt uns die rote Kosovoflagge mit dem schwarzen Doppeladler entgegen, der Beifahrer lallt in einem kosovarischen Schwyzerdeutsch, dass sich die KFor endlich verpissen solle, bevor die Muttis ihre Helden als Tiefkühlware zurückkriegen.

Dann jagt der Jeep mit seinen Guerillos ins Dunkel der nächsten Seitenstraße. Tom ist jetzt regelrecht sauer, was den Wiesel aber nicht schneller macht. Über Funk informiert er alle andern derzeit patrouillierenden Einheiten. Doch leider müssen wir die Treibjagd stornieren. Die Einsatzzentrale meldet, dass zwei serbische Altstadt Häuser in Flammen stehen.

Der einzige Löschwagen der municipalen Feuerwehr kommt uns seltsamerweise entgegen. Der albanische Fahrer erklärt Tom, dass er nach den Löscharbeiten an den drei Nachmittagsbränden vergessen habe neues Wasser nachzufüllen. Tom bittet ihn höflich, sich zu beeilen und meint dann: „Wenn der nachher antanzt, hat er versehentlich Benzin eingefüllt.“

Das deutsch-niederländisch-türkisch-russische Mischkontingent, das für den SW-Kosovo, also den Großraum Prizren, zuständig ist, kann trotz unermüdlichen Einsatzes nicht auf Dauer verhindern, dass die Kosovoalbaner mit biblischem Hass zurückzahlen, was ihnen die serbischen Militärs und Polizisten vorgeschossen haben. Wie verfaulende Zähne in einem akkurat gepflegten Modellgebiss vermehren sich täglich die verrosteten Ruinen inmitten der zauberhaften, altottomanischen Villen unterhalb der wie zum Hohn ständig illuminierten Agios Georgios-Kathedrale.

Mit jeder Stunde opfern die vermeintlichen Sieger des Krieges die Schönheit ihrer Stadt dem galoppierenden Irrsinn der Rache.

Vor uns sind zwei Wölfe, also Mercedes-Militärjeeps eingetroffen, deren

Besatzung die nötigsten Routinemaßnahmen vornimmt. 15 m hoch schießen die Flammen aus den beiden Gebäuden, mit dumpfen Implosionsgeräuschen verformen sich die Küchengeräte, schmelzende Satellitenschüsseln schließen sich wie Austern, Rohrleitungen verformen sich in der Gluthitze zu bizarren Barlach-Skulpturen. Im kleinen Garten lösen sich brikettschwarze Bratäpfel von dem Geäst der Obstbäume. Deformierte Glasaugen kullern aus brennenden Stoff-Teddybären.

Ein ziemlich junger Fallschirmjäger starrt resignierend in das Inferno: „Bei den ersten Brandanschlägen sind wir noch durchs Feuer gegangen. Dabei haben uns die albanischen Nachbarn so gut behindert wie irgend möglich. Als aber dann plötzlich der Wind drehte und die Flammen auf das eigene Anwesen übergriffen, war das Geschrei riesengroß. Da funktionierten auf einen Schlag die Telefone, da gab es plötzlich Zisternenwasser und jede Menge helfende Hände und das Leben hatte wieder einen Wert.“

Punkt Mitternacht beginnt die Ausgangssperre in „Deutsch-Südwest.“ Wir begleiten den Wieselzug, der zwischen dem „Theranda“-Hotel und der mittelalterlichen Steinbrücke über die Bistrica einen improvisierten Checkpoint errichtet.

„Jungs, ich schlage folgende Dreierwette vor: Bäcker, Arzt und eine Frühgeburt“, blödelnd der Lüneburger aus Toms Crew. Lässig das G 36-Sturmgewehr geschultert und einen John-Wayne-Gang parodierend, stiefelt er auf den ersten Wagen zu: Tuscheln, Papiergeraschel, Türe auf, Taschenlampe an, Türe zu und ab. Grinsend kommt er nach dem dritten Check zurück. „Kohle raus, Jungs. Also, das war der Assistenzarzt, der Bäcker von der Südstadt und dann dieser Idiot, der bei uns übersetzen will. Der geht als Fehlgeburt durch.“

Gemessen an der reinen Effektivität kommt mir dieser Einsatz so überflüssig vor wie die Eier des Papstes – um ein beliebtes Heeres-Bonmot zu zitieren. Es passiert nichts. Die Männer rauchen, träumen, schweigen, betrachten ihre Gewehre, denken an ihre Frauen, rauchen viel zu viel, erzählen Witze. Ich kenne so was nur von amerikanischen

Kriegsfilmen, „Die Nackten und die Toten“, Kriegsromantik, Männer fern der Heimat und all der Blues.

„Vor zwei Wochen fanden wir morgens um zwei bei einem Typen eine Pistole. Der wollte die ums Verrecken nicht rausrücken. Als wir ihm dann den Ernst der Lage schilderten, sagte er, dass er beruflich gezwungen sei eine Waffe zu tragen. Da wollten wir natürlich wissen aus welchem Grund. Weil er, so seine Begründung, ein großes UCK-Waffenlager bewache. Leider sind nicht alle so blöde.“

Wie jeden Morgen bittet Oberstleutnant Peter Michalski um 9 Uhr zur Pressekonferenz im KFor-Headquarter. Zuerst gibt er eine kurze Zusammenfassung der gestrigen Highlights des kosovarischen Wahnsinns. Es geht natürlich um die Kirchensprengung, die insgesamt fünf Brandstiftungen, einen Mord an einer 65-jährigen Serbin, eine verhinderte Entführung, einen Leichenfund, jede Menge nächtliche Schießereien.

Im Anschluss stellt sich der von Korff-Nachfolger, Brigadegeneral Wolfgang Sauer vor.

Nach dem bewährten, smarten, so hemdsärmelig-lässigen NATO-PR-Muster der Marke Jamie Shea&Solana präsentiert sich auch der coole Bayer im Stil der neuen Weltordnung. Es gibt reichlich an die Wand projizierte Dias, Tabellen und Graphiken. Und es wird Klartext geredet. Da den 5000 deutschen Soldaten ein heißer Winter ins Haus steht, wird jeder bis dahin eine feste und warme Behausung beziehen können.

Die Bundeswehr werde, so Sauer, mindestens die nächsten fünf Jahre noch hier gebunden sein. Dann umreißt er die kommenden Aufgaben: Reparatur Tausender, zerstörter Häuser, meist in entlegenen Dörfern auf der Basis „Hilfe zur Selbsthilfe“. Aufbau der Stromversorgung, Ausbau des Straßennetzes. Aufbau des Schulwesens und der medizinischen Grundversorgung. Import von Saatgut und Tierzuchten. Aufbau eines multimedialen Kommunikationsapparats.

Systematische Entminung und Entmilitarisierung der UCK und ihrer eventuellen Untergrundfilialen. Schutz der etwa noch 75 000 im Kosovo verbliebenen Serben.

In der sich anschließenden Fragestunde weist ARD-Reporter Uli Schramm auf die Gefahr der Tirana-Mafia hin, die im Kosovo bereits bedrohlich expandiert. Sauer teilt diese Besorgnis und verweist auf enge und gute Kontakte zu den albanischen Kollegen.

Ich teile dem Hauptfeldwebel Erwin Winner, dem mir zugeteilten Presseoffizier, meine Verwunderung über diese Soldaten mit, die fast alle einer Generation angehören, die ich als apolitisch, apathisch, vergnügungsgeil, egomatisch, kohle- und konsumgerig kenne. „Was unsere Jungs hier leisten“, meint er, „ist wirklich sensationell. Wie die sich – trotz so manchen politischen Paradoxien, trotz den ganzen Rahmenbedingungen hier vor Ort, in einem Zelt mit sechs Mann zu schlafen etwa, und sich ständig zwischen Langeweile und Lebensgefahr befindend für die wirklich betroffenen Menschen engagieren, findet meine volle Bewunderung. Problem erkannt, Grips angestrengt, Ärmel hochgekrempt und ab geht die Luzie. Und das spüren die Leute hier auch, das spricht sich herum, das schafft Respekt, das tut dann auch den Jungs gut und der ganzen Truppe. Wir haben ja eine Presseresonanz wie Lady Di zur Hochzeit.“ Ich erkundige mich, wie die Zusammenarbeit mit den Hilfsorganisationen klappt. Daraufhin schaut mich Winner an, als ob ich ihm gesagt hätte, dass ich seit Jahren mit seiner Frau ins Bett gehe. „Hilfsorganisationen?“, wiederholt er leblos, Silbe für Silbe.

Nun muss sich das mal vorstellen, dass sich in diesem Kosovo, einem Gebiet halb so groß wie Hessen, derzeit mehr als 450 internationale Hilfsorganisationen auf den Füßen herumtreten. Was heißt treten? Sie fahren ja alle. Und sie fahren vom Feinsten. Und zwar so fein, dass man bei Toyota, wo man die Produktion des vollklimatisierten Geländewagens „Landcruiser“ Anfang 1999 bereits eingestellt hatte, plötzlich wieder Akkord arbeitete.

Was man von den Endabnehmern hier in Prizren nicht behaupten kann. Ich will mir nun um Himmels willen kein Pauschalurteil über all die Helfer anmaßen. Auch kann ich niemandem konkrete Vorwürfe machen. Aber ich empfand eine Stinkwut angesichts dieser unkoordinierten Pseudoaktivitäten und

dieser offensichtlichen, zudem arroganten Vergeudung von Geld und Zeit.

Die Deutschen ließen sich ja im Frühjahr 99 von den wohlkalkulierten CNN-24 Stunden-live-Übertragungen aus den Camps von Place und Tetovo zu Spenden in Höhe von über 300 Millionen DM inspirieren. Ob diese da sind, wo sie hingehören, bezweifle ich.

Während sich an diesem klebrig-schwülen Spätsommertag die zerschrammten KFor-Trucks schwerbeladen mit Bauholz und Dachplatten durchs Chaos dieser orientalischen Boomtown kämpfen, tafeln die Damen und Herren von den diversen Charityclubs auf der Terrasse des „Theranda“-Hotels. Sie amüsieren sich köstlich über das Gericht 7 auf der Karte. Es heißt „Nato-Schnitzel“, doch man bestellt mutig und solidarisch mit den Bedrückten und Beladenen das „Cevapcici“. Beim Wein aber hört die Liebe zum Volk auf. Statt Amsfelder darf es dann auch ein Riesling sein mit harmonischem Fruchtaroma, raffinierter Säure und pfeffrigem Abgang. Einen Tisch weiter entwerfen zwei graumelierte Manager im ehrenamtlichen Sold des „Johanniter-Ordens“ seit Tagen Strukturen für den Wiederaufbau des Kosovo, der ganz nebenbei mal bemerkt, etwa die Wirtschaftskraft von Ulm hat.

Einen Tisch weiter sitzen eine Handvoll UNO-naher, auslandserprobter Engländer beim Bombay-Saphire-Gin-Gimlet. Sie sitzen da wie in einer Kipling-Verfilmung, im Salon des Oriental, tragen ein blütenweißes Dinnerjacket zum lindgrünen Gatsby-Panamahut, streicheln ihren putzigen Schoßhund, lassen dem Pianisten ein Trinkgeld zukommen und deuten kurz empört auf das brennende Haus. Dazu müssten die Kosovaren nur noch Neger sein.

Natürlich muss man essen, trinken, Strukturen entwickeln. Auch ein neuer „Defender“ aus dem Hause Rover ist in diesen unwegsamen Kosovogebirgsschluchten sinnvoller als ein Mountainbike. Ob die Krisenmetropole Prizren, wo die Bazare überquellen vor Gemüse, Getreide, Früchten, Fleisch, Brot, wo es eigentlich alles gibt in Hülle und Fülle, allerdings aussehen muss wie ein Verladefahrer für nagelneue, frischgewaschene Gelände-Jeeps muss einmal gefragt werden.

Wenn man schon weiß, dass diese Menschenaffen in den makedonischen Zollstuben jedesmal knapp 1000 Mark in die eigene Hosentasche stecken, um dringende Arznei- und Lebensmittel etwas zügiger ins Kosovo zu lassen; wenn man schon weiß, dass die Heroindealer und Mädchenhändler aus Tirana ihre Lehrlinge damit beauftragen, ganze Schiffsladungen voller Hilfsgüter zu stehlen, um sie dann maßlos überbeuert den Ärmsten der Armen zu verkaufen – dann würde es diesen Profi-Wohltätigern des DRK und THW, der Caritas, der Cap Anamur, der Malteser, der Care, der Arbeitersamariter, des Diakonischen Werks, der Catholic Relief Services, den Johannitern gut zu Gesichte stehen, kompromisslos ihren Job zu tun. Und wenn sie sich hier überflüssig fühlen, und hier sind eine Menge Leute verdammt überflüssig, dann lohnt es sich bei Gott direkt nach Angola weiterzufahren.

Den ganzen Juli über wartete zum Beispiel Vizekommandeur Oberst Rolf Bescht mit der tatendurstiger Manpower und dem gesamten Equipment einer Einheit von Pionieren auf das großkotzig angekündigte Eintreffen einer mit Millionen Märkern ausgestafferten Wohltäterschaft. Als diese wieder mal nicht auf den Plan traten, kaufte er kurzerhand ein paar makedonische Baumärkte leer und setzt seither ein Haus nach dem andern instand. „Als Steuerzahler würde ich schon fragen, warum hier die ohnehin von Etatkürzungen bedrohte Bundeswehr mit Steuergeldern den Aufbau finanziert, während die Hilfsorganisationen genau dafür viele Millionen Spenden erhalten haben.“

Das ist sehr höflich formuliert. Und es gehört wohl auch zum neuen Image des Heeres, selbst dann noch diplomatisch zu bleiben, wenn ihnen die narzisstischen Spendenverwalter nach einem ihrer endlosen Meetings ein Dossier vorlegen, dass der Bundeswehr vorwirft, viel zu effektiv, zu perfektionistisch und zu schnell vorzugehen und andauernd Gebrauch von ihrer Erfahrung und dem logistischen Apparat zu machen.

Juni 1999. Das in die Jahre gekommene Woodstock-Trio Clinton&Blair&Fischer feiert das Ende, nicht den Sieg, eines zutiefst fragwürdigen Krieges.

Von den insgesamt 1200 Leopard-Panzern im Besitz des Heeres rollen knapp 50 Exemplare in den Kosovo ein. Flankiert werden die martialischen High-Tech-Heavy-Metal-Kolosse von den Marder-Schützenpanzern, den Fuchsradpanzern, den Keiler-Minenräumpanzern und den eleganten Leo-Light-Wieseln. Nicht ohne Süffisanz bewerten die Briten den rasseln den Aufmarsch dieser Luxuslinerflotte deutscher Metallkunst als „teutonische Showforce“. Den Besatzungen des 1. Kontingents fliegen Rosen und Hortensien entgegen. Jung und Alt skandieren „Nato“ und „Kfor“ und es fehlt nur noch, dass die Kosovarinnen ihre Schlüpfer und BH's auf den olivgrünen Metallaltären abliefern.

Das zweite, quasi Post-Flower-Power-Kontingent, ist nun eindeutig nordostdeutsch geprägt und so drehen sich deren paramilitärische Themen um die caritativen Überlebenschancen des FC Hansa Rostock.

Presseoffizier Wimmer ist es gelungen den „Homer des Leoparden“, Stabsfeldwebel Kamrath zu finden. Dieser kommt gerade aus dem 40 km entfernten Orahovac. Dort gibt es noch relativ viele Serben und die Kosovaren errichten Blockaden, um gegen die Anwesenheit russischer KFor-Soldaten zu protestieren, die konkret zum Schutz jener Minderheit aufgeboden wurden. Ich frage, ob es stimmt, dass die KFor der jugoslawischen Armee schriftlich zugesichert hat, dass sie die auf 1100 geschätzten, serbischen Kulturgüter im Kosovo in eigener Regie schützen darf. Dies ist beiden aber nicht bekannt. Meines Wissens hat Belgrad bereits angekündigt zu diesem Zweck 10000 schwer bewaffnete Männer in den Kosovo zurückzuschicken. „Die sind aber ganz herzlich willkommen. Das wird dann echt eine gnadenbringende Weihnachtszeit“, freut sich Wimmer, der zuhause in Bayern sein wird. „Weiß jemand, wie Rostock gespielt hat?“ fragt Kamrath.

Nachmittagspatrouille auf dem Leo von Prizren Richtung Suva Reka. Ein Knopfdruck genügt, der 12 Zylinder-Motor des 60 Tonners heult auf wie ein Stahlgewitter, alles vibriert und die 9 Mio Mark teure Kleinstadt setzt sich in Bewegung setzt. „Der Krieg ist scheiße, aber der Sound ist geil“, lautet so

ein typischer Spruch. Mit schlaffen 40 km/h rollen wir durch die exotisch-mystische Kulisse des Kosovo. Liebliche Hänge, wie es sie entlang der Mosel gibt, brechen sich mit schroffen, unfreundlichen Gebirgsschluchten aus dem wilden Kurdistan Karl Mays. Wie verlassene Geliebte liegen ausgeschlachtete Autokarossern am Straßenrand. Überall verwildern die Gärten. „Hier ist Serbien“, steht auf einer einsamen Hauswand. Abgeknickte Minarette ragen wie gebrochene Kamelbeine aus völlig zerbombten Dörfern. In der Mitte staubüberzogener Maisfelder stehen sinnlose Schornsteine, an denen die blutrote Fahne flattert. An den Rebstöcken endloser Amselfelder-Weingärten verfaulen die zuckersüßen, blauroten Trauben eines weiteren Jahrgangs. Ab und dann sehe ich den kopf- und vorderbeinlosen Kadaver einer Kuh. Sie wurde als Minentest durch die Weinberge getrieben. Herrenlose Schafe und wilde Hunderudel traben ziellos über die minenzerlöcherte Straßen.

Genau an dieser unsichtbaren Front versöhnten sich noch vor ein paar Wochen die Guerillas der UCK, die amphetaminsüchtigen, marodierenden Arkan-Killer und die feigen Bombertechnokraten der NATO-Luftwaffe zu ihrer kollektiven Orgie der Zerstörung.

Stabsfeldwebel Kamrath hat zuhause in Lüneburg schon Tausende junger Männer zu Panzerprofis ausgebildet und er kennt seinen Leo 2A5 wie ein UCK-Mann die Grenzübergänge nach Albanien. Wie aus der Glattröhrokanone geschossen kommen die Antworten auf Fragen, die ich eigentlich erst stellen wollte. Vier Stunden später, zurück im Hotel bin ich drauf und dran mich um eine Festanstellung als Richtschütze zu bewerben.

„Voll munitioniert wiegt er 60 Tonnen, hat einen 1500 PS-Motor, 12 Zylinder, seine Geschwindigkeit ist mit 68 km/angegeben, aber da geht noch einiges, sach ich mal, drüber.“ Er holt kurz Luft. „Die Grabenüberschreitungsfähigkeit, das kennen Sie sicher, beträgt 3 Meter und selbst, wenn er in einen 4 m tiefen Fluss reinfällt, gibt's kein Problem. Da machen wir einfach die Schotten dicht. Die Verbrennungsluft holen wir uns über einen Schacht von oben. Die vier Mann Besatzung sitzen natürlich im

Trockenen und können darüberhinaus im Viersekundenabstand jede Menge Munition abfeuern.“

Leider darf er dies nicht demonstrieren. Nirgendwo wird so wenig geschossen wie in der Armee. Weiter geht es im Takt. „Seine Kletterfähigkeit beträgt 1,10 Meter und zwar aus dem Stand, seine Steigungskapazität beträgt 60 % – ich kenn das Gefühl, da geht dir der Arsch auf Grundeis, du denkst, der Hammel kippt, aber er kippt nicht.“

Irgendwie stolz, so als ob er den Hammel selbst gebastelt hätte, deutet er auf das erigierte Panzerrohr: „Glattrohrkannone, 120 mm. Wenn es zum Kampf Panzer gegen Panzer kommt, benutzen wir ein unterkalibriges Hartkerngeschos, flossenstabilisiert, mit einem schönen, langen Kern, der alle Panzerungen der Welt durchschlägt als ob es Löschpapier wäre. Geschwindigkeit: 1700 m pro Sekunde.“ Bis gut 3 km Entfernung macht so ein Leopard dank seines High-Tech-Laser-Equipments, den IR-Wärmebildgeräten, unzähligen Sensoren, Echoloten, Joysticks, Prüf- und Checksystemen und sonstigem Hochleistungs-Schnickschnack bei Tag und Nacht, Regen und Sturm jedes bewegte oder unbewegte Ziel platt. Und für sein Besatzungsquartett suggeriert er totale Unverwundbarkeit.

„Können Sie mal die Kanone ein bißchen hochnehmen!“, muntert Kamrath den Richtschützen auf, der mit müden Augen auf den Plugger des Global-Position-Systems schaut. Wo bin ich nur? scheint dieser sich zu fragen.

„Angenommen, ich bin der Kommandant und du bist der Richtschütze“, schürt Kamrath jetzt meinen Kampfgeist, „dann haben wir zwei verschiedene Optiken, das Piri und den Tim. Du also betrachtetest stur die Straße vor dir, aber ich rieche Gefahr da drüben im Gelände. Also ziehe ich den Tim rum, sehe auf dem Nachtsichtmonitor tatsächlich ein sich uns näherndes Feindfahrzeug, drücke diesen Knopf, schauen Sie, ja, diesen, worauf die Waffe ruckzuck herumschlägt. In exakt dieser Sekunde haben wir beide unsere Optik auf ein- und dasselbe Objekt angeglichen und können jetzt blitzschnell handeln. Das ist wirklich großartig.“ In der vergrößerten Optik erkenne ich, wie justament da draußen eine Pferddeckutsche einen völlig chancenlosen Peugeot, Baujahr 51 mit

11 Mann Besatzung überholt.

Um mal mit richtig scharfer Hartkernmunition loszuballern, müssen die deutschen Einheiten auf ein Übungscamp nach Canada reisen. Mit leicht träumerischem Gesichtsausdruck knöpft sich Kamrath seine schussichere Weste zu. „Das schönste ist der Geruch des Pulvers. So ein bißchen wie faule Eier... oder... ein bißchen süßlicher wie...wie...“ „Erdbeeren!“ schlägt der Fahrer vor. „Erdbeeren? Also, ich weiß nicht. Na gut, wegen mir, wie faule Erdbeeren vielleicht.“ Da sage noch einer, die Bundeswehr wäre ein autoritärer Apparat.

Im ehemaligen Polizeigefängnis von Prizren, einem würdigen Vorhof der Hölle, erwartet die Nachtschicht in diesem Septembernacht auf ihren 1000. Einsatz seit Ende Juni.

Bis sich die sehnsüchtig erwarteten 5000 UNO-Polizisten aus so wunderschönen Ecken der Welt wie Bangladesch, Zimbabwe oder den Fidschi-Inseln so nach und nach die Ehre des Erscheinens geben, um sich dann ein Bild von der Lage zu machen, sich einen Übersetzer besorgen und dann gemeinsam Strukturen entwerfen, schmeißen deutsche Soldaten weiterhin diese mieseste Polizeistation Europas. Man muss sich das vor Augen halten: das sind einfache Soldaten, Feldjäger, Fallschirmspringer. Und die nehmen rund um die Uhr Anzeigen entgegen, ermitteln, stellen neue Pässe aus, melden Autos an, führen erkennungsdienstliche Maßnahmen durch, verhaften Eierdiebe, verhören Serienkiller, durchsuchen Waffenlager, entdecken Alt- und Frischleichen, entscheiden über Freiheit oder Lebenslänglich. Das ist etwa so, wie wenn die Freiwillige Feuerwehr aus Manchester über Nacht Bayern okkupierte und regieren würde. Unentwegt klingeln die Telefone, Väter zeigen ihre Söhne an, Nachbarn denunzieren Nachbarn, Besoffene randalieren, verwirrte Menschen kommen und noch Verwirrtere gehen. Es ist einziges, heillooses, babylonisches Elend und die Junges schlagen sich darin bravurös.

„All diese Bilder hier, die graben sich tiefer ein, als einem lieb ist“, erzählt mir ein junger Feldwebel, als wir zufällig zusammen vor der Türe der Wache eine Zigarette rauchen. „Ich durfte neulich für eine Woche nach Hause. Meine Frau und ich wohnen auf Rügen in einer

total ruhigen Gegend. Ich wache also mitten in der Nacht auf und sehe, dass in unserem Garten zwei Hubschrauber gelandet sind. Völlig lautlos steigen da ein paar uniformierte Typen aus. Einer von denen wirft eine Handgranate in unser Schlafzimmer. Ich werfe mich laut schreiend aus dem Bett, suche meine Pistole, zittere am ganzen Leib und dann sehe ich gottseidank meine Frau. Die saß bei mir, legte ihre Hand auf meine schweißnasse Stirn und schüttelte nur noch mit dem Kopf. Das ging so ein paar Tage lang.“

„Als ich nach einem halben Jahr Sarajewo wieder zurückkam“, erzählt ein Mann aus seiner Einheit, „fuhr ich mit meiner Frau Richtung Tiergarten. Plötzlich, das war wie ein Zwang, trat ich mitten auf einer Kreuzung auf die Bremse, sprang aus dem Auto, kickte meine Schuhe weg und rannte wie ein Irrer barfuß durch das nasskalte Gras. Ich rannte und rannte, wie ein Hund. Ich rannte, bis ich nicht mehr gehen konnte. Ich war glücklich wie noch nie zuvor. Das kann nur jemand verstehen, der monatelang Tag für Tag in diesen schweren, stinkenden Kackstiefeln steckt.“

„Vier Monate ist eine lange Zeit. Man durchlebt da ja zwei völlig verschiedene Welten. Du entdeckst hier ein Massengrab und sie stößt in einem Prospekt auf ein neues Cocktailkleid. Was willst du da noch sagen?“

„Die ersten Tage sind echt strange. Die Kinder schauen einen an wie einen fremden Eindringling. Selbst deinen Platz vor dem Fernseher mußt du dir neu erobern. Und bei deinem eignen Hund kannst froh sein, wenn er dir zur Begrüßung nicht die Hand abbeißt.“ Schweigend schauen die beiden den Rauchwolken ihrer Zigaretten nach. Nach einer endlosen Pause fragt dann der Berliner: „Weißt du eigentlich noch die Pin-Code-Nummer deiner EC-Karte?“

Im zweiten Stock des „Theranda“-Hotels, dem eine verspätete, aber dafür zielgenaue Cruise Missile nicht schaden würde, öffnet an unserem letzten Abend das „Casino-Prizren“ seine Tore. „Faites votre jeux“, grunzt ein befrackter Gorilla und schnippt die klebrige Kugel in den arhythmisch rotierenden Kessel. Die beiden American-Roulette-Tische, der fleckige Black-Jack-Filz und das rein

dekorative Seven-Eleven-Gestell vermitteln mir das Gefühl, mich in einem Flohmarktkeller verirrt zu haben.

Am dem einzigen vorhandenen Tisch debattieren vier kräftige Männer. Sie tragen Nadelstreifenanzüge und Nike-Basketballschuhe und die herrische Art mit der sie den Kellner in seinen adidas-Turnschuhen auf Trab halten, lässt vermuten, dass sie das Besitzerquartett darstellen. Das also sind die neuen Herren des Kosovo, UCK-gestützte Kriegsgewinnler, die sicher keine Lizenz für dieses „Little Monte Carlo“ benötigen. Sie haben die humanitäre Katastrophe überlebt. Sie werden die nächste mit in die Wege leiten. Ein paar Monate noch, dann kann „Deutsch-Prizren“ zur Freude der albanischen Abzocker seine neue Freiheit in Las Vegas-Bordellen, Las Vegas-Casinos und Las-Vegas-Tekko-Bars feiern.

Wenn sich die Kosovaren bei den Wahlen nicht mehrheitlich für die Rugova-Richtung und eine intellektuell wie religiös integre Führung entscheiden, dann geht es noch diesen Winter mit Volldampf in den Keller.

Plötzlich peitschen direkt unter dem Casinofenster Schüsse durch die Nacht, gefolgt von hysterischen Schreien und den quietschenden Reifen eines Fluchtautos. Direkt vor dem UCK-Treff, dem „Café Antik“ torkelt ein Mann am Brückengeländer entlang und sackt endlich zu Boden. Blut schießt aus seinem Oberarm. Verwirrte Passanten deuten in alle möglichen Richtungen.

Bundeswehrsoldaten sichern die Kreuzung ab. Der herbeigeeilte Bundeswehrarzt hievt den Schwerverletzten in einen Jeep. „Im Hospital erwartet ihn jetzt ein handgeschriebenes EKG und dann verpasst ihm die Putzfrau eine Ladung Morphium, dass der umgehend wieder in seine Kneipe zurück marschiert“ lautet seine Prognose.

Im selben Moment schießen in unmittelbarer Nachbarschaft des Krankenhauses neue, gefräßige, turmhohe Flammen in die Höhe. Nicht unzufrieden, wie Schlachtenbummler einer Fußballmannschaft verfolgen die vier Casinodirektoren das Spektakel von ihrem Balkon aus. Rien ne va plus...